Vielfalt leben

Das Magazin von SZENE HAMBURG und Inklusionsbüro 06 / 2018

Samuel (oben) und Olaf (rechts) arbeiten im Saftladen – und sind stolz darauf. Schließlich wissen die Chefs Jan Schierhorn und Svenja Weber: Das Geld hängt an den Bäumen!

SZENE HAMBURG

Hamburg wird inklusiv

DARUM INKLUSION

Wie inklusiv sind wir schon und wo brauchen wir noch Nachhilfe und Aufklärung?

Klaus Becker
Geschäftsstellenleiter der Senatskoordinatorin für die Gleichstellung behinderter Menschen

Ilona Lütje
Redaktionsleitung SZENE HAMBURG

Katharina Grabowski
Musik-Autorin SZENE HAMBURG

Mirko Schneider
Sport-Autor SZENE HAMBURG

Das Team

Sportlich!

Diese Ausgabe produzierten wir leider ohne unseren Kollegen David Hock (Foto). Der 21-Jährige war nämlich als Korrespondent für die Paralympics Zeitung bei den paralympischen Spielen im südkoreanischen PyeongChang im Einsatz und schickte uns einen humorvollen Gruß. Gelebte Inklusion – vor allem im Sport klappt das meist vorbildlich. So entwickelte sich Freiwurf Hamburg, Deutschlands erste und einzige Handball-Inklusionsliga, auch zu einem Erfolgsmodell (Seite 13). Ebenfalls einzigartig: Im Sommer wird in Hamburg die erste Rollstuhl-Basketball-WM ausgetragen. Sie zeigt, welche Leistungen Menschen im Rollstuhl erbringen können (Seite 5). Behinderungen hin oder her: Unsere Kollegin Anastasia Umrik ist verliebt. Und wundert sich, dass sich alle anderen wundern. Über ihr „Liebesgedöns" hat sie uns einiges zu berichten – und das ist weniger krass, sondern vielmehr: vollkommen normal! Denn auch vor der Liebe macht das Thema Inklusion nicht halt (Seite 14). Dass Inklusion aber auch in der Berufswelt ganz wundervoll funktionieren kann, zeigen Jan Schierhorn und Svenja Weber. In ihrem Unternehmen „Das Geld hängt an den Bäumen" haben 23 Menschen mit Behinderungen eine Arbeit gefunden – wie davon alle profitieren und welche Kompromisse man machen muss, erzählen Chefs und Mitarbeiter selbst (Seite 6). Auch andere Unternehmen setzen auf Inklusion – und es werden immer mehr.
Das zeigt auch die steigende Zahl der Bewerber für den Senator-Neumann-Preis – sie ist mit 93 mittlerweile doppelt so hoch als noch vor fünf Jahren, freut sich die Inklusionsbeauftragte Ingrid Körner (Seite 4) und berichtet, was in Hamburg in diesem Jahr noch so ansteht und wie inklusiv die Stadt schon ist.
Mit unserem Inklusionsmagazin wollen wir, SZENE HAMBURG und das Inklusionsbüro Hamburg, einen Teil dazu beitragen, das Bewusstsein in der Welt der Menschen ohne Behinderung zu schärfen und Berührungsängste abzubauen. Denn: Wir sind alle einfach nur Menschen!

Viel Spaß beim Lesen wünschen Ihnen

Klaus Becker, Inklusionsbüro

Ilona Lütje, SZENE HAMBURG

Impressum

ISSN 1614-3892
Herausgeber: SZENE HAMBURG und Inklusionsbüro Hamburg
Redaktion:
Klaus Becker, Katharina Grabowski, Ilona Lütje, Mirko Schneider, Karin Schulze, Jenny V. Wirschky, Anastasia Umrik

Schlussredaktion: Claudia Hoffmann
Grafik: Inga Ehrecke
Redaktionsanschrift:
Hegestraße 40
20251 Hamburg
redaktion@vkfmi.de, szene-hamburg.de

Erscheinungsweise: Zweimal jährlich
Fotos: Ana Maria Arevalo, Jakob Börner, Philipp Jung
Gesamtherstellung:
VKM Verlagskontor für Medieninhalte GmbH

Geschäftsführung:
Mathias Forkel
Hegestraße 40, 20251 Hamburg
Telefon: 040 52 47 22 60
Druck: NEEF + STUMME premium printing GmbH & Co. KG

TITELBILD: ANA MARIA AREVALO; FOTO: DAVID HOCK

Karin Schulze
Kunst-Autorin
SZENE HAMBURG

Jenny V. Wirschky
Redakteurin
SZENE HAMBURG

Anastasia Umrik ist 30 und ihre Lieblingsfarbe ist rot: Roter Lippenstift und roter Wein. Migrationskind, Rollstuhlfahrerin, ehemalige Sonderschülerin, Frau … Sie schreibt – über das Leben – ehrlich, humorvoll und ein Tick überspitzt **www.anastasia-umrik.de**

Inhalt

Was fürn Saftladen!
Das Geld hängt an den Bäumen

Anarchie und Alltag
Station 17 – vom inklusiven Bandprojekt zu einer der besten deutschen Indie-Bands

Freiwurf Hamburg
Deutschlands einzige Handball-Inklusionsliga

Inklusion in Hamburg	**4**
Ausbildung: Das ist möglich!	**8**
Galerie der Villa	**12**
Liebesgedöns	**14**

FOTOS: MAXIMILIAN PROBST (L. U.), ANDREA RÜSTE (L. O.) JAKOB BÖRNER (R.)

Schranken abbauen

Lehrerin, vierfache Mutter, Vorkämpferin der Integrationsklassen Anfang der 80er, Vorstandsmitglied der Lebenshilfe und Mitausrichterin des Berliner Weltkongresses „Inklusion International" – Ingrid Körner (71) hat einen beeindruckenden Lebensweg hinter sich. Seit 2011 setzt sie sich als Senatskoordinatorin für die Gleichstellung behinderter Menschen ein

- Text: Mirko Schneider
- Foto: Jakob Börner

Setzt sich in der Stadt für die Gleichstellung behinderter Menschen ein: Senatskoordinatorin Ingrid Körner

Frau Körner, was machen Sie den ganzen Tag?

Ingrid Körner: Ich möchte Behörden und Zivilgesellschaft in Hamburg davon überzeugen, dass die Gleichstellung behinderter Menschen eine tolle Sache ist. Eine weitere wichtige Aufgabe ist die Beratung und Unterstützung von Menschen, die sich diskriminiert fühlen. Konkret geht es mir bei meiner unabhängig und ehrenamtlich ausgeübten Tätigkeit stets darum, bewusstseinsbildend auf andere zuzugehen. Jeder Mensch hat Stärken. Ich trete dafür ein, die Stärken der Menschen mit Behinderung in den Mittelpunkt zu stellen und zu fördern. Dafür will ich Begegnungen schaffen. Sie sind der Kern für gegenseitiges Verständnis. Die Basis für Inklusion.

Um diese Begegnungen zu schaffen, haben Sie zusätzlich zum „Inklusionspreis", der alle zwei Jahre für die Integration von Menschen mit Behinderung in der Arbeitswelt verliehen wird, sogar die Auszeichnung „Wegbereiter der Inklusion erfunden". Was hat es damit auf sich?

Die Idee kam mir 2014. Warum nicht einen Schwerpunkt setzen und Menschen auszeichnen, die durch ihr Handeln der Inklusion den Weg bereiten? Begonnen hat damals alles mit dem Bereich „Sport". Die erste Auszeichnung ging an eine Damenbasketballmannschaft, die einen neuen Trainer suchte. Aus mehreren Bewerbungen wählte das Team einen gehörlosen Coach. Der Mann konnte die Frauen überzeugen, für sie mit seinen Methoden ein guter Trainer zu sein. Seine Einschränkung spielte keine Rolle. Viele Spielerinnen lernten die Gebärdensprache für ihn. So etwas finde ich wunderbar. Mit jedem Thema habe ich einmal pro Jahr versucht, eine möglichst breite Zielgruppe zu erreichen. Die Anzahl der Bewerbungen um die Auszeichnung ist Jahr für Jahr gestiegen, liegt jetzt bei 30. Noch mehr zu tun habe ich beim Senator-Neumann-Preis.

Der Preis geht auf den SPD-Senator Paul Neumann (1880–1961) zurück, der sich nach dem Zweiten Weltkrieg sehr stark sozial engagierte, und wird seit 1973 alle fünf Jahre vergeben. Wie viele Bewerbungen liegen für dieses Jahr vor?

Genau 93. Fast doppelt so viele wie 2013! Es sind unglaublich viele starke Projekte dabei. Die Jury – ich entscheide nie alleine, sondern berufe immer eine Jury – und ich grübeln schon, wie wir das Preisgeld von 20.000 Euro für die ersten drei Plätze verteilen wollen. Aber eine Sofortmaßnahme für die aktiven Bürger habe ich gleich in die Tat umgesetzt.

Wir sind gespannt!

Ich habe die Woche der Inklusion verlängert. Sie startet mit der Verleihung des Senator-Neumann-Preises. Die Bürger sind herzlich eingeladen, sich in verschiedenen Stadtteilen die Projekte anzusehen. Einfach mal raus aus der Komfortzone. Neugierig sein auf Menschen, die man sonst niemals kennenlernen würde. Nur: Wer hat die Zeit, sich in einer Woche auch nur einen kleinen Teil der vielen Projekte anzusehen?

Also wurde aus der Woche der Inklusion …

… die Zeit der Inklusion. Von der Verleihung am 19. September bis zum 3. Dezember, dem internationalen Tag der Behinderten.

Existiert eigentlich ein Bedürfnis, das alle Menschen mit Behinderung unabhängig von der Art und Ausprägung ihrer Einschränkung gemeinsam haben?

Oh ja. Barrierefreiheit. Dabei reicht es aber nicht, die Kantsteine zu ebnen und die Fahrstühle zu warten. Barrierefreiheit ganz breit gedacht ist wichtig. Nehmen wir die neue S-Bahn-Linie, die in Altona gebaut wird. Die Beschilderungen sehen wunderschön aus, genau wie in der Elbphilharmonie. Nur können sehbehinderte Menschen damit nichts anfangen. Sie können die Buchstaben in diesem Design nicht lesen. Die Info kommt nicht rüber. Das ist nur ein Beispiel von vielen.

Kann man den Begriff Barrierefreiheit auch anders verstehen? Als Metapher für

Begegnungen sind die Basis für Inklusion

das Abbauen von Schranken im Kopf?
Selbstverständlich. Gerade wir als Deutsche sind da mit einer historischen Schuld belastet. Behinderte Menschen wurden in unserem Land mit Zuschreibungen wie „wertlos“, „unwertes Leben“ und „überflüssige Esser“ belegt. Reste davon sind immer noch in unseren Köpfen, oft unbewusst. Im Bereich der Arbeit ist es besonders schwierig. Oft herrscht die Haltung vor: So jemanden wollen wir hier nicht haben. Anstatt zu gucken: Was kann der oder die denn? Die Barriere im Kopf ist schon die erste hohe Hürde vor einem eventuellen Vorstellungsgespräch. Hier können die Betriebe, die sich gewandelt haben und behinderte Menschen beschäftigen, den anderen Betrieben sehr gute Auskünfte geben, wie bereichernd diese Kollegen sind (*Anm. d. Red.: siehe Seite 6).*

Vor Barrieren im Kopf ist niemand gefeit. Wie gehe ich zum Beispiel mit einem Menschen um, dessen Reaktionen ich nicht abschätzen kann?
Wichtig ist der aktive Versuch, sich auf Neues einzulassen. Neugierig bleiben, Fragen stellen, Angebote machen. Eine andere Reaktion, ein anderes Verhalten ausprobieren. Ohne zu wissen, wie es endet. Mir hat hier die Geburt meiner zweiten Tochter sehr geholfen. Sie hat das Downsyndrom. Ich habe zig Überlegungen angestellt, was ich wie tun soll, wollte alles möglichst ganz genau richtig machen. Plötzlich war dieses kleine Wesen da und überzeugte mich, dass es einfach nur Spaß am Leben hat. Das hat mich heftig durcheinandergewirbelt. Logik und Rationalität sind nicht alles. Gerade Menschen, die doch scheinbar so eingeschränkt sind, zeigen uns das. Sie sind oft sehr pfiffig, voller Lebenslust und agieren viel über nonverbale Impulse.

Wie weit sind wir Ihrer Ansicht nach im Jahr 2018 bei der Inklusion?
Die verschiedenen Aktivitäten für mehr Gemeinsamkeit haben zugenommen. Das freut mich. Vollständige Inklusion erreicht man natürlich nie. Doch die Bereitschaft, mehr erreichen zu wollen, ist wirklich sehr groß. Und wenn ich weitere praktische Erfolge sehe wie die steigende Anzahl von barrierefreien Wohnungen oder von inklusiven Sportgruppen, sage ich: Die Umsetzung der Ziele schreitet voran. Auf einen weiteren symbolischen Akt freue ich mich übrigens.

Welchen?
Ich konnte Carola Veit (SPD), die Präsidentin der Hamburgischen Bürgerschaft, überzeugen, dass wir bei der Verleihung des Senator-Neumann-Preises unsere „Hamburg wird inklusiv“-Fahne für ein paar Stunden am Rathaus hissen dürfen. Nun muss nur noch der Senat zustimmen …

Sie haben noch jemanden überzeugt, nämlich Sozialsenatorin Melanie Leonhard (SPD) …
Ja, von der Notwendigkeit, das Ehrenamt der Gleichstellungsbeauftragten in ein bezahltes Hauptamt umzuwandeln unter gleichzeitiger Wahrung der Unabhängigkeit. Dies wird mit der Novellierung des Hamburger Gleichstellungsgesetzes geschehen. Dafür bin ich Melanie Leonhard dankbar. Es wäre sonst sehr schwierig geworden, eine Nachfolge für mich zu finden. Dies ist eine wichtige Aufgabe für die Gesellschaft, aber eben auch ein Fulltime-Job. Es gibt immer eine ganze Menge anzupacken *(lacht)*. Aber ich bin ja noch nicht weg.

Erste Rolli-WM

Vom 16. bis 26. August sollen die 3.400 Zuschauer fassende Edel-Optics-Arena in Wilhelmsburg (Heimat der Hamburg Towers) und die angegliederte temporäre Halle beben: Bei der Rollstuhl-Weltmeisterschaft spielen schließlich 16 Männer- und zwölf Frauenteams in 96 Partien um den Titel. Damit alles klappt, gibt es Menschen wie Peter Richarz (57). Er leitet beim Deutschen Rollstuhl-Verband das Referat für Klinik, Lehre und Breitensport und ist einer von drei Geschäftsführern im Organisationskomitee dieser ersten „Rolli-WM“ in Deutschland. Schließlich ist die Ausrichtung eine logistische Meisterleistung. Mit Angehörigen und Zuschauern werden tausende Rolli-Fahrer in der Stadt unterwegs sein. „Darauf sind wir bestens vorbereitet“, versichert Richarz. Die Spielerinnen und Spieler werden hauptsächlich im als Teamquartier fungierenden Hotel Scandic untergebracht. Das wurde genau wie weitere Unterkünfte vorher auf Barrierefreiheit gecheckt. Die Unterbringung ist die eine Seite der Medaille, die andere ist die Mobilität. Hier erhielt das Orga-Komitee bereits eine Zusage von Sport-Staatsrat Christoph Holstein. Er sicherte zu, dass die Fahrstühle an den Stationen des HVV während der WM durchgängig gewartet werden. Auch für ausreichend Parkraum vor der Halle soll gesorgt werden.
Die Rahmenbedingungen sind also top, damit das eigentliche Anliegen transportiert werden kann. „Wir wollen weg von der Mitleidsschiene und zeigen, welche Leistungen Menschen im Rollstuhl vollbringen können“, sagt Richarz. Und die Gleichstellungsbeauftragte Ingrid Körner hat einen praktischen Tipp: „Einfach mal im Rahmen der WM in einen Rollstuhl setzen, versuchen ein paar Meter zu überwinden und den Korb treffen. Das macht viel Spaß, zeigt aber auch sofort, welche Leistung diese Sportlerinnen und Sportler vollbringen.“

www.2018wbwc.de

Nachbars Garten heißt der Apfelsaft, weil die Äpfel genau daher kommen: aus Gärten in der Stadt und von Streuobstwiesen

Nachhaltig und inklusiv: Was fürn Saftladen!

Die Idee ist so genial wie simpel: Äpfel, die normalerweise verderben würden, werden zu Saft verarbeitet. Das Geld fließt zurück in die Firma. Und die finanziert damit Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderung. 23 Menschen haben so einen Job in der freien Wirtschaft bekommen – beim gemeinnützigen Unternehmen „Das Geld hängt an den Bäumen"

Text: Ilona Lütje

Der Mann mit der Latzhose schüttelt den Kopf: „Warum stehst du nicht zu deinem Alter?", fragt er. „Ich verstehe nicht, warum Frauen sich die überhaupt die Haare färben …" Jan Schierhorn lacht laut auf. Er kennt diese Fettnäpfchen, in die Olaf gern mit vollem Anlauf springt. Schierhorn ist Gründer dieses Saftladens. Und in dem müsse man mit dieser „Abwesenheit von Diplomatie" umgehen können, sagt er. Dann sei die Ehrlichkeit ein großes Geschenk.

23 Mitarbeiter zählt das Team um die beiden Geschäftsführer Jan Schierhorn und Svenja Weber mittlerweile. Fast jeder hat irgendeine Art von Behinderung. Asperger, taub, blind, lernverzögert, sozialphobisch. „Mich interessiert das aber erst mal nicht", sagt Weber. „Ich muss wissen, was derjenige kann, worauf man achten muss und wie man jemanden weiterentwickeln kann." Sie traut Menschen grundsätzlich erst einmal mehr zu, will Stärken fördern. Und das sei auch das Schöne: „Top ausgebildete Leute haben vielleicht noch ein Potenzial von fünf bis zehn Prozent", sagt Jan Schierhorn. „Bei unseren Leuten liegt das bei 80-90 Prozent."

FOTOS: ISADORA TAST (O. L.)

Dass er mit stolz geschwellter Brust einen Schluck vom selbst produzierten Apfelsaft nimmt, passiert eher unbewusst. Schierhorn ist keiner, der mit seinen Erfolgen protzen muss. Das „Ich“ hat er fast aus seinem Wortschatz verbannt, will nicht im Fokus stehen. Das war nicht immer so. Damals, als er sich noch über seinen Job in der Werbe- und Kommunikationsbranche definierte, wollte er gern beweisen, was er alles kann. Immer auf der Jagd nach Erfolg, immer mit dem Kopf bei der Arbeit. So richtig bewusst sei ihm das erst geworden, als seine dreijährige Tochter neben ihm auf dem Fußboden spielte und dabei immer vor sich hin brabbelte: „Papa nicht da, Papa nicht da.“ Da wusste Schierhorn: Er muss runter vom Gaspedal, Tempo aus dem Leben nehmen.

An einem Sommerabend 2008 blickte er gedankenverloren in seinen Garten im Stadtteil Groß Borstel: Trotz unzähliger Apfelkuchen und Gläser voller Apfelmus trug der alte Apfelbaum noch immer viel zu viele Früchte. Beim Grübeln darüber, was man mit all den Äpfeln tun solle und dass sicher auch anderswo vieles auf dem Kompost lande, kam ihm eine Blitzidee: Die Äpfel alter Streuobstwiesen und aus Nachbars Gärten zu Saft verarbeiten und mit den Einnahmen Arbeitsplätze schaffen, vielleicht sogar für diejenigen, die es sonst nicht ganz so leicht haben – warum nicht Nachhaltigkeit und Soziales verbinden? Der Startschuss für „Das Geld hängt an den Bäumen“.

Dass das anfangs nicht gleich klappte, lag am Ich. „Ich habe versucht, die Idee im Habitus eines Unternehmers nach vorn zu bringen: ICH weiß das, ICH hab den Kontakt, immer nur Ich.“ Aber soziales Arbeiten funktioniert nicht, wenn einer ruft und alle anderen müssen springen. „Das ist wenig demütig“, weiß Schierhorn heute. Ein Lernprozess. „Das hat mich sehr geerdet.“

Wenn er heute von dem Projekt erzählt, spricht er darum vom Wir. Und das hat ganz schön viel erreicht: 50 Tonnen Äpfel wurden in der vergangenen Saison in einer Slow-Food-Mosterei zu Saft verarbeitet und in 120.000 0,5 l- und 88.000 0,75 l-Flaschen abgefüllt. Die Flaschen mit dem originellen Etikett, das die eigenen Mitarbeiter zieren, werden hauptsächlich an Privatkunden, Gastronomen und Unternehmen in der Metropolregion verkauft, darunter auch das Rathaus und das Inklusionsbüro. Die neu aufgelegte naturtrübe Apfelschorle soll jetzt als erstes Produkt des Unternehmens bundesweit an den Start gehen. Rund 150.000 Flaschen werden in 2018 dafür voraussichtlich produziert.

„Schmeckt immer immer anders“ lautet der Slogan und der ist wörtlich gemeint. „Wir wollen gar keine Revolution des Massenmarktes“, betont Schierhorn. Es sei einfach eine Haltungsfrage: „Warum müssen wir ein stetig gleich schmeckendes Produkt machen, wenn es das in der Natur gar nicht gibt?“ Wichtig ist: Nur reifes und ungespritztes Obst wird verarbeitet, vornehmlich alte Sorten. Anders als in den Anfangszeiten kommen die meisten Äpfel heute aber nicht mehr aus Omas Garten, sondern von Streuobstwiesen der Hansestadt und alter Höfe. Auch neue Streuobstwiesen legt das Team an. So werden Ende des Jahres 2.000 Bäume bewirtschaftet.

Experten sind Schierhorn und Weber aber noch lange nicht. „Wir lernen jeden Tag“, betonen sie. „Wir wissen, bei wie viel Grad die Biene fliegt, welche Schädlinge es gibt und welche Äpfel gut schmecken. Aber wenn du mir jetzt drei Äpfel hinstellst, wüsste ich nicht, welcher lecker ist“, gibt Schierhorn zu. Er beschreibe das häufig mit Dilettantismus. Oder, um es positiver zu sagen: „Wir sind Generalisten.“ Alles wissen müsse man auch nicht: „Dafür gibt es Experten“, ergänzt Weber. „So können wir die Qualität sichern und ein Produkt auf den Markt bringen, an das wir einen sehr hohen Anspruch haben.“

Lager, Etikettierung, Konfektionierung, Auslieferung, Garten- und Landschaftsbau, Büro – die Einsatzorte für die Mitarbeiter sind vielseitig. Als Kooperationspartner von den Elbe-Werkstätten bietet das gemeinnützige Unternehmen ausgelagerte Arbeitsplätze, andere werden über das Jobcenter oder das Arbeitsintegrationsnetzwerk Arinet besetzt. Über ein mehrstufiges Praktikum wird nicht nur geprüft, ob der Bewerber der Aufgabe gewachsen ist, sondern auch ins Team passt. „Es ist jedes Mal wieder eine Herausforderung, neue Kollegen zu integrieren.“ Schließlich hat jeder so seine kleine Macke, mit der auch alle anderen umgehen können müssen. „Es können nicht auf einen Schlag zehn Leute dazu kommen, wir müssen so wachsen, dass es für jeden machbar ist und das Team es auch aushalten kann.“

Wenn ein Kollege zum Beispiel montags erst mal die Mülltonnen sortieren muss, dann kostet das zwar Zeit und damit auch Geld. Aber es sei eben auch elementar wichtig, damit er sich hier wohlfühlen könne. Und wehe, da fehle mal eine Palette oder eine Tüte. Dann brenne die Luft. „Wir haben hier ganz andere Auseinandersetzungen und Emotionen als andere Unternehmen. Ganz andere Themen, die dazu beitragen, das kleinere Eklats entstehen.“ Das sei zwar aufwendig, doch dafür sei es auch ein großes Geschenk zu erleben, dass etwas passiert, was eigentlich nicht passieren kann: „Dass ein Autist plötzlich eine vertrauensvolle Nähe zulässt und vielleicht sogar Interviews gibt, ist fast unmöglich. Bei uns passiert so was aber“, erzählt Svenja Weber und betont: „Wir wollen hier niemanden umerziehen, aber die Stigmatisierung auflösen und Facetten zeigen, die bisher nicht so deutlich wurden.“ Klar ist: „Hier arbeiten Leute miteinander und als Team füreinander, die du normalerweise nicht zusammenarbeiten lassen würdest.“

Dass sie das ganz erfolgreich tun, zeigt die steigende Nachfrage. Erst im Frühjahr konnte mit Eurest einer der größten Betriebsrestaurant-Betreiber als Kunde gewonnen werden. Muss der Saft aber nicht auch auf den Getränkekarten der Hamburger Gastronomie stehen, die Nachhaltigkeit und Soziales ganz großschreibt? „Ach“, wehrt Schierhorn ab. „wenn ein Saft 20, 30 Cent mehr kostet als der andere, dann ist das mit der Nachhaltigkeit so eine Sache.“ Er will niemandem etwas verkaufen. „Das würde bedeuten, dass ich jemanden von meinem Produkt überzeugen will“, wehrt er ab. Darum wird an den Preisen auch nicht geschraubt, lieber verzichtet Schierhorn auf einen neuen Kunden. „Kein Mensch braucht noch einen neuen Apfelsaft.“ ▶

„Das Geld hängt an den Bäumen“ – Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderungen

„Aber wenn jemand von unserer Geschichte überzeugt ist, gibt es eine ganz, ganz große Kundenloyalität. Fluktuation ist nicht unser Problem“, sagt er.

Das Minus auf dem Konto dagegen ist eines. Bei 450.000 Euro Umsatz klafft am Ende ein Loch in Höhe von 150.000 Euro. Trotz all des Erfolgs, der Förderprogramme und der Zuschüsse ist das Unternehmen darum auf Spenden angewiesen. Aber: „Ich kann unsere Arbeit hier nicht in Geld messen“, sagt Schierhorn fast entschuldigend. Doch auch hier lernt er dazu: „Ich weiß, dass das Blödsinn ist. Unsere gesellschaftliche Arbeit ist viel wert. Wir entlasten das System: Jeder, der hier ist, wird vom Hilfeempfänger zum Steuerzahler – das ist eigentlich eine ziemlich coole Sache. Und für den Menschen und die Natur sowieso, da kann man eigentlich schon mal irgendwo klopfen und um Hilfe bitten.“

Wenn er einen Wunsch frei hätte, würde er genau das tun: Um 150.000 Euro bitten. „Wir haben im letzten Jahr 14 Leute eingestellt. Wir haben sehr große Kunden dazugewonnen, aber wir haben alle Reserven aufgebraucht“, so Schierhorn. Es gehe darum, agieren zu können statt immer nur zu reagieren. „Wir haben nie Luft, um mal in Ruhe zu testen, was noch so geht“, sagt auch Svenja Weber. Sie würde am liebsten auch einen Sozialpädagogen einstellen. „Die Professionalität, die jedes Unternehmen braucht, wenn man diesen Wachstumsschritt gemacht hat, lässt sich bei uns noch nicht von allein finanzieren.“ Ideen haben die beiden noch viele. Zum Beispiel Strandkörbe aus alten Obstkisten produzieren. „Jetzt müssen wir uns aber erst mal fokussieren und optimieren.“

Was die beiden als Arbeitgeber auszeichnet und warum die Mitarbeiter mit viel Leidenschaft dabei sind? „Woanders wird nicht gelobt, da wird nur gesehen, dass man schnell die Arbeit fertig macht – zack, zack“, sagt Olaf und bekommt ein zustimmendes Nicken von Samuel, der seit 2011 dabei ist: „Hier ist das komplett anders. Hier achtet man aufs Tempo. Einige sind schneller, andere langsamer. Und man hilft sich gegenseitig.“

Um die Arbeitsplätze finanzieren zu können, die Olaf und seinen Kollegen ein unabhängiges Leben ermöglichen, ist das Projekt auf Spenden angewiesen: IBAN: DE78 2005 0550 1002 1182 38; www.dasgeldhaengtandenbaeumen.de

Ob man sich für den Platz entscheidet, den die Gesellschaft ausgesucht hat, oder mit dem eigenen Traum durchstartet, ist auch eine Frage der Betrachtung: Behinderung oder Begabung?

FOTO: ROBERT RUGGIERO

Ausbildung: Bis es für jeden einen Platz gibt

Wie steht unsere fortschrittliche Gesellschaft zum Thema Ausbildung für Menschen mit Behinderung? Der Beruf ist der soziale Einstieg des Menschen in sein Leben – damit ist er ein großer Teil unserer Existenz. Also: Wie weit geht unser Verständnis von gesamtgesellschaftlicher Teilhabe, Humanismus und Ethik?

◗ Texte & Interview: Jenny V. Wirschky

Frau Marquardt, welche Berufe in Hamburg gibt es, in denen Jugendliche mit Behinderung eine Ausbildung machen können?
Marina Marquardt, Arbeitsagentur: Theoretisch können sie jede Ausbildung machen, allerdings ist für manche aufgrund von Art und Schwere der Behinderung die Berufsauswahl begrenzt. Wichtig ist immer, Ausbildungsplätze so auszustatten, dass Jugendliche trotz ihrer Behinderung ihre Arbeitsleistung gut erbringen können. Hier unterstützt die Arbeitsagentur als Rehaträger.

Welche Unternehmen tun sich hier besonders hervor?
Ein erklärtes Interesse zur ausdrücklichen Einstellung von schwerbehinderten Jugendlichen gibt es in überschaubarem Maße. Das liegt immer noch daran, dass etliche Betriebe sich mit der Inklusion nicht so gut auskennen und der Beratungsbedarf groß ist. Dennoch gibt es große Unternehmen, aber auch kleine und mittelständische Betriebe, die sich für die Beschäftigung und Ausbildung von Menschen mit Behinderung engagieren.

Gibt es in unserer Stadt Ausbildungsberufe, die exakt auf die Bedürfnisse und Voraussetzungen von Menschen mit Behinderung zugeschnitten sind?
Es gibt keinen typischen Beruf passend zu einer speziellen Behinderung. Denn jede Behinderung wirkt sich unterschiedlich auf die persönliche Teilhabe am Arbeitsleben und in der Gesellschaft aus. Aber in Zusammenarbeit mit unseren Trägern werden zurzeit verschiedene Ausbildungsberufe extra für schwerbehinderte Menschen angeboten.

Welche sind das konkret?
Theoriereduzierte Ausbildungen sind zum Beispiel Fachpraktiker für Metallbau, für Holzbearbeitung oder in der Hauswirtschaft, aber auch Werker im Gartenbau. Zudem gibt es Vollausbildungen in den Berufen Metallbauer, Fachkraft für Metalltechnik, Fahrradmonteur, Tischler, Maler und Lackierer, Bauten- und Objektbeschichter, Landschafts- oder Friedhofsgärtner, Fachlagerist, als Fachkraft Lagerlogistik oder im Gastgewerbe.

Und die klassischen Berufe? Gibt es Angebote für schwerbehinderte Menschen?
Ja, die gibt es. Vor allem die Vollzeitausbildung zum Gesundheits- und Pflegeassistent, zum Kaufmann im Einzelhandel oder im Dialogmarketing – hier wird auch zur Servicefachkraft ausgebildet – und last but not least eine Lehre als Verkäufer oder Friseur.

Welche Probleme bei der Ausbildung von körperlich oder kognitiv beeinträchtigten Jugendlichen treten gehäuft auf?
Größte Sorge ist, unabhängig von der Behinderung, Praktikumsplätze für eine überbetriebliche Ausbildung zu finden sowie eine Anschlussbeschäftigung nach einer abgeschlossenen Ausbildung. Gleiches erleben wir auch bei betrieblicher Ausbildung mit passender Unterstützung durch einen Träger. Für alle Schwierigkeiten, die sonst auftreten können, ist die intensive Unterstützung und Begleitung durch den Träger wichtig, sei es in der Berufsschule oder beim Praktikum im Betrieb. Damit möglichst wenig Probleme auftauchen, versuchen die Beratungsfachkräfte der Bundesagentur für Arbeit (Reha-Ersteingliederung) bereits im Vorfeld gemeinsam mit den Jugendlichen und ihrem Unterstützungsnetzwerk die geeigneten Berufe und notwendigen Unterstützungsangebote zu identifizieren.

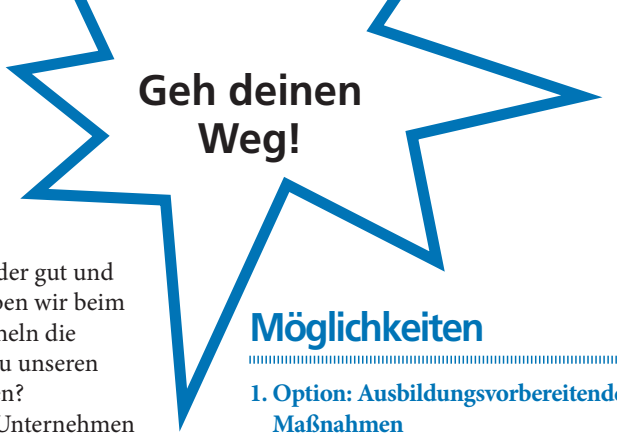
Wie wird an dieser Stelle unterstützt?
Bei Anbindung an eine trägergestützte Maßnahme erfolgt eine intensive Unterstützung durch Sozial- und Sonderpädagogen, durch Psychologen, Bildungsbegleiter und anderes Fachpersonal bis hin zur Assistenz in Berufsschule und Betrieb.

Ein Beispiel: Ein Autist wird in einer IT-Firma ausgebildet. Durch seine enorme Fokussierfähigkeit gelingt ihm die Identifizierung von Programmierfehlern besser als seinen Kollegen. Inwiefern kann man bei bestimmten Behinderungen sogar von einem Mehrwert für die Unternehmen sprechen? Und welches Beispiel gäbe es da noch?
Das hier geschilderte Beispiel ist sicher ein großer Gewinn für das Unternehmen. Allerdings scheitert eine Ausbildung in solchen eher geringen Fällen häufig an den Vorgaben der Kammern, da dort die Ausbildungs- und Prüfungsinhalte festgeschrieben werden und diese in der Regel nicht auf Einzelbedürfnisse abgestimmt sind. Daher kann in solchen speziellen Fällen eine direkte Integration ins Arbeitsleben ohne Ausbildung zielführender sein.

Was sollte sich in den nächsten Jahren ändern, wenn es um die Integration von Menschen mit Behinderung in die allgemeine Berufswelt geht?
Aufgrund des zunehmenden Fachkräftebedarfs ist davon auszugehen und zu wünschen, dass sich Unternehmen stärker für die Belange von behinderten Menschen einsetzen, sie ausbilden und einstellen. Auch ein Umdenken von Seiten der Kammern und entsprechenden Stellen zum Thema Teilqualifizierung anstelle Vollausbildung wäre in vielen Fällen eine Unterstützung für die Belange behinderter Menschen.

Behinderung? Begabung!

Wie viel gerechter würde man der Einzigartigkeit jedes Menschen werden, wenn wir körperliche und geistige Besonderheiten als Begabung sehen könnten – als etwas, das dem Einzelnen Fähigkeiten verleiht, die andere nicht haben. Die Frage, die wir uns stellen sollten ist: Kommen wir über unsere theoretische Political Correctness hinaus und schaffen ►



ideelle und praktische Zustände, in denen jeder gut und gerne lebt – oder bleiben wir beim Goodwill und betätscheln die Menschen, die nicht zu unseren Common-Sense passen?
Das Gesetzt sieht für Unternehmen eine 5-Prozent-Beschäftigungsquote beeinträchtigter Personen vor. Auf diese Pflichtplätze (ab 20 Mitarbeitern) werden schwerbehinderte Azubis je nach Ausprägungsgrad doppelt oder dreifach angerechnet. Klingt erst mal nett. Ist aber Symptom der Ungleichheit: Wenn man Plätze schaffen würde, die auf die eine oder andere Behinderung zugeschnitten sind, müsste nichts mehr aufgerechnet werden. Dann gäbe es für jede Besonderheit den richtigen Platz. Und jede Behinderung wäre eine Begabung.

Berufsbildungsgesetz (BBiG)

Doch die Realität ruht auf einer Rechtsgrundlage, die zwar nicht antihumanistisch, stellenweise aber durchaus antiemanzipatorisch ist. Schauen wir mal ins BBiG: Auszubildende dürfen prinzipiell nur solche Aufgaben ausführen, die ihren körperlichen und geistigen Kräften entsprechen. Der §14 schreibt den Kammern aber vor, auf die besonderen Voraussetzungen behinderter Mitarbeiter zu achten (z. B. Dauer von Prüfungszeiten, Hilfeleistungen wie Gebärdensprachdolmetscher für hörgeschädigte Azubis etc.). Menschen mit Behinderung dürfen zudem an der Abschlussprüfung teilnehmen, selbst wenn sie die Voraussetzungen nicht erfüllen (z. B. das Versäumnis einer Pflicht-Zwischenprüfung).

Handwerksordnung

Die gesetzlichen Vertreter können jederzeit Anträge stellen, um besondere Ausbildungsregelungen zu fordern. Besondere Rechte haben schwerbehinderte Azubis außerdem bei der Kündigungsregelung: Da sie arbeitsrechtlich als Arbeitnehmer gelten, genießen sie einen besonderen Schutz. Doch auch Azubis, deren Behinderungsgrad weniger als 30 beträgt werden schwerbehinderten Menschen gleichgestellt (§ 68 Abs.4 SGB IX).

Möglichkeiten

1. Option: Ausbildungsvorbereitende Maßnahmen

Aktivierungshilfe (Ah)

Erhalten unter 25-Jährige ohne Erstausbildung, die noch nicht genügend für eine Ausbildung vorbereitet sind. Schwerpunkte: Motivierung, berufliche Orientierung, Umgangsformen und Bewerbungstraining.

Berufsvorber. Bildungsmaßnahme (BvB)

Sammelbegriff für verschiedene Maßnahmen wie eine Allgemeinbildung, der Einblick in verschiedene Berufsfelder oder das Erlernen von Schlüsselqualifikationen. Die Förderung ist stark an die Besonderheiten des Bewerbers angepasst.

2. Option: Ausbildungsbegleitende Maßnahmen

Berufsausbildungsbeihilfe (BAB)

Azubis können allgemein bis zu 310 Euro Zuschuss im Monat bekommen.

Ausbildungsbegleitende Hilfen (abH)

Sie sollen Aufnahme, Fortsetzung und Abschluss einer Ausbildung ermöglichen. AbH richten sich an Jugendliche mit Sprach- oder Lernschwierigkeiten oder sonstigen (sozialen) Problemen.

Assistierte Ausbildung (AsA)

Unterstützt förderbedürftige junge Menschen und deren Ausbildungsbetriebe während der Ausbildung mit dem Ziel eines erfolgreichen Abschlusses.

Außerbetriebliche Berufsausbildung (BaE)

Richtet sich an lernbeeinträchtigte und sozial benachteiligte junge Menschen, die die allgemeine Schulpflicht erfüllt haben und soll eine berufliche Erstausbildung ermöglichen, wenn trotz abH und AsA nicht im Betrieb ausgebildet werden kann.

3. Option: Die unterstützte Beschäftigung

Individuelle betriebliche Qualifizierung

Am Anfang steht eine zwei- bis dreijährige individuelle betriebliche Qualifizierung in Betrieben auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt. Dabei begleitet und unterstützt ein Jobcoach den Teilnehmer, der während der Qualifizierung sozialversichert ist.

Berufsbegleitung

Sobald das Ziel des sozialversicherungspflichtigen Beschäftigungsverhältnisses erreicht ist, bedarf es einer weitergehenden Beihilfe: Die Dauer der Berufsbegleitung richtet sich nach den individuellen Bedürfnissen und es gibt keine zeitlichen Limits. In der Regel organisieren die Integrationsämter diese Leistung. Kontaktadressen und Informationen geben die Bundesarbeitsgemeinschaft der Integrationsämter und Hauptfürsorgestellen.

Anlaufstellen

Berufsbildungswerk (BBW)

Berufsschule, Praxis, Beratung und (manchmal) betreutes Internat in einem. Lehrkräfte, Beratungspersonal und Ausbilder kennen die Besonderheiten der Behinderungen und geben dem Azubi die Möglichkeit, den theoretischen Teil der Ausbildung vor Ort statt in einer Berufsschule abzulegen. Teilweise finden sich im Angebot auch spezielle Berufe für beeinträchtigte Menschen.

Integrationsfachdienst (IFD)

Der IFD ist Schnittstelle zwischen der Agentur für Arbeit, dem Integrationsamt und den Rehabilitationsträgern. Er unterstützt Jugendliche mit Behinderung bei der Suche nach passenden Ausbildungsplätzen und berät Unternehmen, die Menschen mit Behinderungen einstellen möchten.

Bundesagentur für Arbeit

Bei der Bundesagentur für Arbeit gibt es spezielle Berater für Menschen mit Behinderung. Sie klären in Einzelgesprächen über alle Fördermöglichkeiten auf und können so in der persönlichen Beratung auf die individuellen Besonderheiten der Klienten eingehen.

Integrationsamt

Das Integrationsamt fördert behinderungsbedingte Anpassungen und Leistungen am Arbeitsplatz, z. B. Tastaturen für Einhändige. Das Integrationsamt berät außerdem Arbeitgeber und bietet psychosoziale Beratung bei Problemen an.

Anarchie und Alltag

Längst eine der besten deutschen experimentellen Indie-Bands: Station 17

Station 17 sind das Paradebeispiel dafür, wie man Intuition und Anarchie erfolgreich professionalisiert. Im 30. Jahr seines Bestehens zählt das sozial-emanzipatorische Projekt aus Musikern mit und ohne Behinderung zu den besten experimentellen Indie-Bands in Deutschland

- Text: Katharina Grabowski
- Foto: Maximilian Probst

Als Kai Boysen Anfang der 1980er nach Hamburg kam, tat er das vor allem, um als Musiker in der Hansestadt Fuß zu fassen. Doch damals wie heute sichert ein Engagement in einer Indie-Band keinen Lebensunterhalt. So begann der junge Mann eine Ausbildung zum Heilerzieher in der Evangelischen Stiftung Alsterdorf, einer der größten Behinderteneinrichtungen in Norddeutschland. Als er irgendwann Interessierte aus seiner Wohngruppe 17 mit ins Tonstudio nahm, legte er damit den Grundstein für Station 17 – eine Band aus professionellen Musikern und behinderten Wort- und Klangkünstlern. Woanders hätte man so ein Projekt vermutlich als integrative Maßnahme bezeichnet, im Fall von Station 17 verstand man sich eher als sozial-emanzipatorisches Experiment, bei dem sich alle Beteiligten auf Augenhöhe begegneten. Kai Boysen orientierte sich bei der Gründung an der Idee der „Genialen Dilettanten", jenem Punk- und Do-it-yourself-Ethos, nach dem jeder Musik machen kann.

Was bei Boysens Schützlingen im Alltag als Problem wahrgenommen wurde, erwies sich innerhalb des ungewöhnlichen Bandgefüges als großes kreatives Potenzial und war Basis des einzigartigen, in der Frühphase sehr anarchischen Sounds des Kollektivs. Die Künstler sangen vom täglichen Besuch bei der Bäckerin, von der Freude am Autofahren oder thematisierten existenzielle Fragen des menschlichen Seins. Die improvisierten Songskizzen waren ein ehrlicher Einblick in den Alltag und die Lebenswirklichkeit behinderter Menschen – ohne, dass die Beteiligten dabei zur Schau gestellt wurden. Das Prinzip der genialen Dilettanten ging auf und übte einen großen Reiz auf viele Musikgrößen aus. Die Liste der Unterstützer und Album-Gäste reicht von Campino über Fettes Brot, Stereo Total und DJ Koze bis zu deutschen Krautrock-Legenden wie Holger Czukay (Can) oder Kraftwerk-Gründungsmitglied Eberhard Kranemann.

Für sein zehntes Album „Blick", erschienen im März dieses Jahres, lud sich das aktuell neunköpfige Kollektiv neben Andreas Spechtl (Ja, Panik) oder Andreas Dorau mit faUST, Ulrich Schnauss (Tangerine Dream) und Free-Jazz-Urgestein Günter Schickert allerhand Avantgarde-Prominenz ein. Herausgekommen ist eine Platte, die sich zwischen Dada, Kraut und Electronica bewegt und die in der überregionalen Musikpresse genauso selbstverständlich besprochen wurde wie ein neues Album von Kendrick Lamar oder Beyoncé.

Kai Boysen, noch bis 2002 in der Band aktiv, leitet inzwischen das inklusive Netzwerk Barner 16 in Altona, in dem sich Künstler mit und ohne Behinderung in Festanstellung professioneller Kulturproduktion widmen. Zum Komplex gehören heute unter anderem ein Musiklabel, eine Konzertagentur, ein Filmkollektiv, eine Literatur- und Druckwerkstatt und auch die Bands The Living Music Box, kUNDEkOENIG, Turiazz und Assistenzbedarf. Und bei aller Liebe zum Dilettantismus: In den 30 Jahren ihres Bestehens haben sich Station 17 natürlich auch nicht zuletzt durch die Angliederung an die Kulturproduktionsstätte Barner 16 erheblich professionalisiert. Deutlich wird das vor allem auf Live-Auftritten, bei denen die Band keine Sekunde lang Zweifel an ihrem Können aufkommen lässt und sich energiegeladen und virtuos durch minutenlange Improvisationen jammt. Wer heute über Station 17 spricht, meint nicht mehr das Behindertenprojekt aus Hamburg-Altona, sondern eine der besten deutschen experimentellen Indie-Bands.

Häkelkunst

In den Elbe-Werkstätten finden Menschen mit Behinderungen eine Arbeitsstelle. Die Galerie der Villa ist dabei der Bereich, in dem ihre kreativen Fähigkeiten gefördert werden. Einige haben hier ein herausragendes künstlerisches Œuvre entwickelt, das sich seinen Platz in der Kunstwelt erobert hat

Text: Karin Schulze

Peter Wulfs „Gemüsealienmonster": Skulptur aus Luftmaschen und Stäbchen

Dass Peter Wulf mit Garn arbeitete, wusste in der Galerie der Villa erst einmal niemand. In dem künstlerischen Atelier- und Projektraum der Elbe-Werkstätten zeichnete Wulf vor allem. Inga Kählke aber – eine der GastkünstlerInnen, die hin und wieder zu Werkbesprechungen eingeladen werden – fand heraus, dass Wulf zu Hause häkelte. Die Mitarbeiter der Villa waren überrascht. Und begeistert. Seither macht Peter Wulf textile Objekte: das „Gehirnlose Häkelmonster" etwa oder die „Alienkraken". Stets zeigen Wulfs eigensinnige Schöpfungen, dass sich auch mit buntem Garn, Luftmaschen und Stäbchen skulptural arbeiten lässt.

Schwerpunkt der Galerie der Villa ist es, die Beschäftigten der Elbe-Werkstätten zu eigenständigem künstlerischen Arbeiten anzuleiten. Peter Heidenwag, der heute als Dozent und Kurator in der Villa tätig ist, hat seine Idee einer Werkstatt für kreatives und künstlerisches Arbeiten vor fast 20 Jahren zusammen mit den Elbe-Werkstätten zu entwickeln begonnen. Zuerst wurde in der Kantine der Werkstätten produziert, später in Räumen eines alten Hauses, das bald „die Villa" genannt wurde, und seit 2007 in den großzügig verglasten, hellen Atelierräumen.

Gleich am Eingang stehen zwei von Wulfs Textilskulpturen. Daneben der Arbeitsplatz, an dem Daniela Mohr ihre minutiösen, ornamental wuchernden Schwarz-Weiß-Zeichnungen wundersamer Tierwesen fertigt. Ein Plakat erinnert an eine großformatige, schriftartige Wandzeichnung, für die Thomas Beisgen hunderte kleiner Menschenskizzen aneinandergereiht hat. Und irgendwo steht einer der so versponnenen wie überbordenden Installationen von Antje Schäfer-Rehse. Sie zieht mit dem Hackenporsche durch die Straßen, sammelt das Strandgut der Großstadt-Menschenströme auf und verwandelt es in Mobile- oder buchartige Assemblagen.

Meist herrscht in den Atelierräumen eine stille und freudig konzentrierte Atmosphäre. Alle arbeiten dicht über ihre Tische gebeugt. Ab und zu holt sich jemand aus der Teeküche einen Kaffee oder fragt nach neuen Zeichenstiften. Auf der oberen Etage sitzt Rüdiger Frauenhoffer und feilt zwischen Ordnern und Karteikasten am Computer an seinen Texten: eigensinnigen Verknüpfungen von Promistorys mit Geschichten aus seinem Umfeld.

In regelmäßigen Abständen stellen Ausstellungen die hohe künstlerische Qualität der Villa-Produktionen unter Beweis: 2014 etwa bei „Back in Town" im Kunsthaus oder 2016 bei „Mixed Places", das vom Gängeviertel bis zur Oberpostdirektion an fünf Orten gezeigt wurde. Fast immer stellen die Villa-Produzenten dann zusammen mit renommierten Hamburger Künstlern aus: mit Cordula Ditz etwa, Anna Lena Grau oder Jan Köchermann. Und Harald Stoffers, der bekannteste der Villa-Künstler, hat seine pulsierenden Schriftzeilen-Bilder schon bei Einzelausstellungen in Paris und Tokio gezeigt oder bei „Art and Alphabet" in der Hamburger Kunsthalle, wo sie zu den spannendsten Exponaten zählten.

Wie gut das Konzept der Villa funktioniert, zeigt sich auch daran, dass keinesfalls nur die Villa-Künstler von den Gastkünstlern profitieren. Nach der Entdeckung von Wulfs Häkeltalent hat die Villa ihn gezielt mit der Künstlerin Ruth May zusammengebracht, die in ihren Arbeiten ebenfalls Handarbeitstechniken verwendet. Gemeinsam haben sie neue Inszenierungsformen für Wulfs Häkelskulpturen entwickelt. Aber die Kooperation hat auch in Mays Werk Spuren hinterlassen: Sie hat Tuschezeichnungen gemacht, auf denen seine geheimnisvollen Maschenwesen auftauchen.

Mo, Di, Mi, Fr 10–15 und Do 10–17.30 Uhr; www.galeriedervilla.de
Peter Wulf stellt ab 14. Juni (Eröffnung 19 Uhr) in einer Gruppenausstellung der Galerie der Schlumper bis 9. September aus

FOTO: PETER WULF | GALERIE DER VILLA

Freiwurf für alle

Fünf Vereine, acht Teams, eine Liga. „Freiwurf Hamburg“, die einzige Handball-Inklusionsliga in Deutschland, ist eine Hamburger Erfolgsgeschichte

◗ Text: Mirko Schneider
◗ Fotos: Jakob Börner

Als die Mannschaften eingeteilt werden, habe ich ein Problem. Beim Sport bin ich extrem ehrgeizig, will unbedingt gewinnen. Andererseits kann ich doch unmöglich mit voller Power spielen, oder? Schließlich nehme ich als Journalist am Training der Inklusionshandballmannschaft Spielgemeinschaft Wilhelmsburg teil. Um mal zu erspüren, wie das ist, wenn Menschen mit und ohne Behinderung gemeinsam Handball spielen. Plötzlich passiert es, während ich noch sinniere. Ich passe in der Verteidigung nicht auf und wir kassieren das Tor zum 0:1. „Toooor“, ruft Lennart und dreht strahlend ab. Der kräftige 27-Jährige hat die plötzliche Lücke in der Deckung genutzt. Zwanzig Minuten später bin ich ganz schön ins Schwitzen gekommen. Gewinnen war auf einmal gar nicht mehr so wichtig. Besonders gefreut habe ich mich, als Tanja – die einzige Rollstuhlfahrerin auf dem Feld – einen gelungenen Pass gespielt hat.

„So ist das bei uns. Es geht vor allem um das Miteinander und weniger um die Leistung“, sagt Jens Krüger (57). Der Mann ist eine Handball-Institution in Wilhelmsburg. Seit über 50 Jahren im Verein – erst als Spieler, dann als Trainer – gründete er die Inklusionsmannschaft, die in der einzigen vom Deutschen Handball-Bund offiziell anerkannten Handball-Inklusionsliga spielt: „Freiwurf Hamburg“. Aus fünf Hamburger Vereinen haben sich dabei acht Teams mit fast hundert Sportlerinnen und Sportlern mit und ohne Behinderung gebildet, die in einer Liga gegeneinander antreten. Eine dieser Mannschaften ist die SG Wilhelmsburg „Ich habe in allen Sportarten gesehen, wie sie auch von behinderten Menschen mit Leidenschaft bestrieben wird. Da habe ich mir gedacht: Warum eigentlich nicht beim Handball?“, sagt Krüger. Torschütze Lennart ist ein gutes Beispiel dafür, wie goldrichtig die Gründung des Teams war. Durch Komplikationen bei der Geburt leidet er unter Sauerstoffmangel im Gehirn, ist oft orientierungslos, kann sich schlecht artikulieren. „Aber er ist ein herzensguter Kerl. Am Anfang kam er alle vier Wochen aus Ratzeburg her, dann alle zwei, mittlerweile ist er jede Woche dabei“, erzählt Krüger. Lennarts Vater Uwe ist ebenfalls in die SG Wilhelmsburg eingetreten. „Unser Sohn fiebert dem Training und den Spieltagen richtig entgegen“, sagt er.

Die Basis dafür, dass dies alles möglich war, hat Martin Wild geschaffen. Er ist der Vorsitzende der Inklusionsliga „Freiwurf Hamburg“. 2009 baute er beim Altrahlstedter Männerturnverein (AMTV) die erste Handball-Inklusionsmannschaft in Hamburg auf. „Die Idee kam damals sofort super an. Die Halle war proppenvoll mit 18 Leuten. Wir trainierten ein Jahr für uns, und natürlich wollte die Mannschaft schon ▶

So wird’s gemacht! Trainer Jens Krüger zeigt Tanja, wie sie Kraft für den Wurf holt

gern gegen andere Teams spielen.“ Glücklicherweise waren bereits andere Handballvereine aufmerksam geworden – und Wild war bereit, weitere Pionierarbeit zu leisten. Erst leistete er Aufbauhilfe beim SV Eidelstedt, danach beim FC St. Pauli. Mit der SG Wilhelmsburg und dem Elmshorner Handball-Team kamen zwei weitere Vereine dazu. Und im Jahr 2013/14 startete „Freiwurf Hamburg“ unter dem Dach des Deutschen Handball-Bundes, der von der Idee ebenfalls begeistert war. Doch vor dem ersten Anpfiff war viel Feinarbeit notwendig. Unter dem Motto „Inklusion für alle in der Metropolregion Hamburg“ wurde das Projekt wissenschaftlich begleitet, unter anderem von der Uni Hamburg und der Sporthochschule Köln. Die Regeln wurden stets angepasst, damit wirklich alle Spielerinnen und Spieler unter fairen Bedingungen dabei sein können. So gibt es zum Beispiel für Rollstuhlfahrerinnen wie Tanja einen eigenen Streifen auf dem Feld, in dem nur sie den Ball berühren dürfen. „Das Ganze ist ein demokratischer Prozess. Wir überprüfen fortlaufend, ob wir unserem Anspruch an Inklusion für wirklich alle gerecht werden können. Manchmal ist das anstrengend und mühselig, aber es lohnt sich wirklich sehr“, sagt Wild. Wichtig ist also nicht, wer jedes Jahr Meister wird. Wichtig ist, dass Menschen wie Lennart und Tanja mit ganz viel Leidenschaft am Sport Spaß haben können. Eine gelungene Lektion für Menschen wie mich.

www.freiwurf-hamburg.de

Taktische Besprechung: Das Trainerteam bei der Arbeit

Es ist, was es ist

Behinderung hin oder her: Jede Frau hat es verdient, begehrt und geliebt zu werden. Basta!

Text: Anastasia Umrik

Frauen wie du haben es besonders nicht leicht einen Mann zu finden, das kann ich mir vorstellen“, nuschelt unverständlich ein alter Bekannter von mir, mit dem ich mich auf einen Kaffee an der Alster getroffen habe. „Schlecht siehst du nicht aus! Und doof bist du ja nun auch nicht. Nee. Dennoch kann man mit dir zum Beispiel weder Cha-Cha-Cha tanzen, noch in die Kletterhalle gehen, das musst du schon zugeben“, sagt er an seinem Latte macchiato nippend und guckt mich dabei etwas mitleidig an. „Als ob er jemals Cha-Cha-Cha tanzen würde …“, denke ich, spreche den Gedanken aber nicht aus, sondern nicke nur zustimmend, denn dass ich weder tanzen noch klettern kann, ist eine Tatsache.

„Aber wir“, setzt er fort und macht eine Armbewegung in die imaginäre Menge, „wir haben es auch nicht leicht. Heutzutage will sich ja keiner mehr binden! Tinder, tausend Singlebörsen, Partys …

Nein, er ist nicht behindert. Und ja, wir haben Sex!

Anastasia Umrik hält nichts von Vorurteilen und Klischees. Schließlich können sich auch „Frauen wie sie" Hals über Kopf verlieben – verrückt

und noch vor der Hochzeit die Scheidung. Das is' doch frustrierend!" Mit „wir" meint er wahrscheinlich die Menschen, die keine sichtbare Behinderung haben. Noch vor einigen Monaten hätte mich genau dieses *Wir* sehr verletzt. Doch an diesem Tag fühle ich mich von seiner Aussage weder berührt noch angesprochen. Seit einigen Monaten habe ich einen tollen Mann an meiner Seite. Und seitdem ist alles so viel leichter. Der Satz „Frauen wie du …", was sagt er eigentlich genau über mich aus? Bin ich nur die Behinderung und bestehe ich nur aus den fehlenden Muskeln? Ich selbst sehe mich als eine Frau, die es verdient hat, geliebt und begehrt zu werden. Der Weg zu dieser Überzeugung war kein Spaziergang am Hafen, viel mehr ein Nachhauseweg im Sturm, wie man ihn nur von der Küste kennt.

Mein Bekannter hat sich inzwischen in Rage geredet. Über Tinder, die Unverbindlichkeiten und die möglichen Gründe, warum ich keinen Mann finden würde. Zu behindert, zu stark, zu eigensinnig, zu verrückt, zu wild, zu anspruchsvoll, zu weiblich, zu wenig weiblich, zu viel Frau, zu wenig Mädchen … Ich höre es mir ruhig an, bis ich nicht mehr kann. Als würde ich seine seltsamen Überzeugungen von mir abschütteln wollen, zucke ich kaum merklich mit der rechten Schulter und nehme einen großen Schluck meines Kaffees. „Ich bin verliebt", sage ich. „Ich habe jetzt einen Freund. Und bevor du jetzt fragst – nein, er ist nicht behindert und ja, wir haben Sex."

„Wa-wa-waaaas?! Du hast einen Freund?! Erzähl, erzähl!" Weil ich einen Hang zu Übertreibungen und lustigen Geschichten habe, erwarten nun alle eine möglichst „außergewöhnliche" Kennenlerngeschichte. Aber die gibt es nicht. Er war plötzlich da. Kennengelernt haben wir uns auf Tinder. (Natürlich.) Ich wollte nach einem Jahr „Stille" mal gucken, was der Singlemarkt so hergibt, und er wollte Tinder ausprobieren, gerne mal mit interessanten Menschen sprechen, Wein trinken, nicht mehr. Und dann war da ein Abend, den wir zusammen verbrachten, und er lag auf meinem Sofa und fragte: „Pizza?" Und die Art, wie er das fragte, wie er mich dabei anschaute und seine Hand meinen Rücken streichelte, machten mir deutlich, dass zwischen uns mehr ist als nur die Neugierde auf eine „interessante Persönlichkeit". Ich nickte und er küsste meine Hand.

„Wie, jetzt …? Einfach so?! Kein Drama???", fragt mein Bekannter und sucht in meiner Mimik nach Ironie. Ich schüttele den Kopf. „Und wo ist dann der Haken? Ist er hässlich? Einsam? Pervers …?!"

Romantik hin oder her, den Glauben an die Liebe mal kurz beiseitegestellt, aber die Stimme der Skepsis, ganz egal wie weltoffen man sein mag, möchte nicht überhört werden: Wenn der Mann viel älter ist als die Frau, dann ist sie geld- und er notgeil. Wenn er schwarz ist und sie nicht, geht es um die Aufenthaltsbescheinigung. Und wenn sie eine Behinderung hat und er nicht, dann hat er einen Helfersyndrom und sie ist dankbar, einen Kerl abbekommen zu haben. Oder er ist eben pervers.

Dass es aber in den privaten Räumen und Betten am Ende alles ganz anders abläuft, möchte sich keiner vorstellen. Dass ein Mann an der Seite einer Frau im Rollstuhl weder der Held ist, noch besonders stark, noch möchte sie mit ihm auf Biegen und Brechen zusammenbleiben, sondern dass es ganz einfach eine besondere Begegnung ist, bei der beide mutig, offen und neugierig aufeinander zugekommen sind, können sich nur die wenigsten vorstellen.

Ich weiß, dass wir ein besonderes Paar sind. Die Blicke der anderen Menschen schwanken zwischen Bewunderung, Verwunderung, Staunen und viel Neugierde. Ich würde gerne etwas total Krasses erzählen wollen, aber die Wahrheit ist jedoch: Wir sind ein ganz normales Paar. Es gibt viele schöne, intime Momente, in denen die Welt stehen bleibt und wir beide uns sehr sicher fühlen. Aber es gibt auch Streitereien, Diskussionen, Unsicherheiten. Wie in jeder anderen Beziehung müssen auch wir Kompromisse eingehen, es fängt bei der Fernsehunterhaltung an und endet bei der Wochenendgestaltung. Wir reden viel, er besonders am Morgen, ich lieber am Abend. Wir umarmen uns viel, dabei fahre ich durch seine braunen Locken und er küsst mich dabei auf den Kopf. Unsere Beziehung ist keine Heldentat, sondern eine bewusste Entscheidung für einander. Und Beziehung bedeutet immer Arbeit, ob mit oder ohne Behinderung. Der neue Mann an meiner Seite tanzt zwar kein Cha-Cha-Cha und in die Kletterhalle geht er auch nicht. Aber dafür liebt er Pizza und Jazz, genau wie ich.

FOTO: PHILIPP JUNG

Gefeiert wird im „echten" Leben – Inklusion musst du dir nehmen!

Nimm! Es! Dir!

Stell dir vor, es gibt eine Inklusionsparty und keiner geht hin. Das Leben ist nämlich jetzt!

◗ Text: Anastasia Umrik

Uff. Inklusives Kino und Theater, inklusives Café, Inklusionsabende und -morgenstunden, Krabbelgruppen für „besondere Kinder", Klassen mit „Inklusionskindern", inklusive Wohngruppen, Inklusionskongresse und -sportveranstaltungen. Und ja, inzwischen gibt es sogar Inklusionssongs. Inklusionspartys, auf die eh nur Menschen mit Behinderungen, ihre Assistenten und die übermotivierten Organisatoren hingehen. Ich ertrage es nicht mehr.

Nein, versteht mich nicht falsch. Die Inklusion liegt mir sehr am Herzen, wohl kaum einer ist davon so direkt betroffen wie ich. Ich kämpfe dafür sogar sehr. Jede Woche. Jeden Tag. Aber muss es denn immer gleich so exklusiv und fernab des echten Lebens sein? So weit weg von den Menschen, die sich als „Durchschnitt" (ich bezeichne mich unter anderem so) betiteln? Schau dich doch mal um!

Draußen, ich meine im „echten Leben", sehe ich selten die Menschen, die mir auf den oben erwähnten Inklusionskongressen und -sportveranstaltungen begegneten. Ich sehe nur selten andere Menschen, die im Internet sonst sehr laute Inklusionsbefürworter sind. Sie posten fleißig im Stundentakt ihre Gedanken zu Inklusion, darüber, wie wütend sie sind, dass sie ausgegrenzt werden und dass sie sehnsüchtig auf die Veränderung warten – aber sie sehe ich nicht „draußen", auf Konzerten, in Restaurants, in Cafés. Selbst in der Bahn nur selten.

Ja, da können sie lange auf die Inklusion warten.

Das Leben ist jetzt. Vor deinem Fenster. Und glaub nicht, nur weil du eine Behinderung hast oder dich sonst warum ausgegrenzt fühlst, dass du mehr Rechte hast als andere Menschen. Warum suchen wir nach den Dingen, die uns voneinander unterscheiden, aber selten nach Sachen, die wir gemeinsam haben? Von der Inklusion sind wir alle betroffen. Alle! Aber den Mut muss schon jeder selbst haben, sich sichtbar zu machen – und zwar nicht nur im Internet.

Neulich lief der Tatort mit „echten" gehörlosen Schauspielern. Sogar ich, die dachte, alles über Inklusion und die Probleme zu wissen, saß da und habe „Aha!"-Momente gehabt. Einer davon war, als die Schauspieler sich in der Gebärdensprache unterhielten und ich ein paar Sekunden nichts verstand. Ich bin jetzt sensibilisiert für die Videos, die im Netz – oder auch im Fernsehen – ohne Untertitel veröffentlicht werden. Wie frustrierend das ist!

Der „Tatort" hat aber dennoch das echte Leben gezeigt: Auch Menschen mit einer Behinderung können kriminell sein. Gut so!

Du willst auf eine Veranstaltung? Dann mach dich bemerkbar. Mach deutlich hörbar, dass es dich gibt und du auch dabei sein willst. Vielleicht klappt es nicht sofort. Vielleicht klappt es aber beim nächsten Mal. Und wenn es nicht klappt, dann wirst du noch etwas lauter – so lange, bis es klappt.

Ich bin gelangweilt. Ich fühle mich mit den Inklusionssongs und den Partys nicht verbunden, ich fühle mich nicht gesehen oder erkannt. Warum? Weil mein Ich nicht nur aus meiner Behinderung besteht. In erster Hinsicht bin ich eine Frau. Eine Unternehmerin. Eine Bloggerin. Eine Visionärin vielleicht. Mit kalten Händen und einem warmen Herzen. Und ja, mit einer Behinderung, das kann ich nicht verleugnen und das will ich auch nicht. Sieht ja auch jeder. Aber darüber hinaus gibt es mehr. Viel mehr.

Inklusion ist auch etwas, was du dir nehmen musst. Von nichts kommt nämlich recht wenig. Mit Aufwand, ja, mit Rückschlägen und Enttäuschungen hin und wieder, aber nimm es dir, verdammt nochmal!

Dieses Magazin gibt es als PDF unter:
WWW.SZENE-HAMBURG.DE